

Giechener Familienblätter

Unterhaltungsblatt zum Giechener Anzeiger (General-Anzeiger).



Jan von Werth.

Roman aus dem Dreißigjährigen Kriege
von Franz Herwig.

(Nachdruck verboten.)

(Fortsetzung.)

Aber Jan war eigensinnig. Es waren so wenige Leute in der Kirche, und man konnte doch ein wenig plaudern!

„Laß mich wissen, was dich drückt. Laß mich mit dir gehen und ein wenig bei dir sein.“

„Nein, nein,“ flüsterte sie, „nicht heute abend. Ich bitte dich, schweig.“

Und sie sah sich erschreckt um, als fürchtete sie, daß jemand sie belausche. Ein wenig später drehte auch Jan seinen Kopf und blickte sich um. Aber hinter ihnen war niemand, nur ganz hinten, bei dem großen Bronzeengel, standen die zwei Kavaliere, mit denen er auf der Straße zusammengetroffen war. Bah, die! Und seine rechte Hand riskierte einen kleinen Spaziergang, senkte sich in das Dunkel und tauchte mit erstaunlicher Sicherheit, obgleich Jan starr nach dem Altar sah, gerade da wieder auf, wo Griets Taille den letzten entzündenden Knick nach vorn machte. Aber in demselben Augenblick erhob sich Griet hastig, seine Hand sank betrübt herunter, und indem Griet so tat, als wenn sie den üblichen Knicks vor dem Altar machte, raunte sie schnell:

„Schwörst du, daß du mir treu bist?“

„Von Herzen, süße Griet.“

„Dann komm morgen abend wieder.“

Und damit war sie fort. Erst jetzt dachte Jan an Frau Josepha, aber der Treuschwur war ihm so schnell ent schlüpft! Immerhin mußte er es beichten; eine Sünde war es zweifellos. Und es erstaunte ihn gewaltig, wie schnell man zu einer Sünde kommen konnte. Es war dies wieder ein Zeichen dafür, wie wütend der Böse hinter der armen Seele her war. Und das machte ihn so bekommen, daß er schließlich in die rechte Stimmung kam, um ganz zerknirscht den Gang nach dem Beichtstuhl antreten zu können.

Aber noch zerknirschter war er, als er eine Stunde später wieder auf die finstere Straße hinaustrat. Poppen und Bojaz, hatte der Vater ihm den Kopf gewaschen! Und er sollte Frau Josepha zu ihm schicken, und sie sollten das Aufgebot bestellen, oder Jan sollte aus Stöln heraus. Das wäre ja ein recht christliches Luderleben, Heilige drei Könige!

Jan ließ den Kopf hängen und warf ihn wieder in den Nacken, gerade wie die Gedanken ihn stießen. — Ja, ja, ich bin ein Sündenlämmel, und ich muß die Josepha heiraten, und am Hochzeitstag muß ich einen Steingutkrug auf ihrem Kopf zerbrechen, sonst macht sie's bei mir so. Und Griet, die süße, kleine Griet, das holde Püppchen mit den Rehhaugen? Er hatte ihr Treue geschworen — aber der

Josepha auch. Und ich heirate die Josepha nicht, nein! — Ach, wär' ich doch bei den Dragonern; die lagerten jetzt schon um schmelzende Feuer, und der Krug ging rundum. Die Schildwachen riefen in der Ferne, und im Zelt des Obersten fangen die Herren Offiziere. — Sicher hatte die Josepha ihn mit Absicht zur Beichte geschickt; so schlau war sie, um ihn und seine Gefühle ein wenig in Schwung zu bringen. Schließlich — er wurde Wirt im „Blauen Hecht“. Er zwipste gedankenvoll an seinem Schnurrbart. Wirt zum „Blauen Hecht!“ Und es gab einen Menschen, der sich dagegen sträubte, und der Esel, wahrhaftig der Esel, war er, Jan von Habenichts.

Und er tollerte wie trunken durch die Gassen und hatte die Kappe im Genick, und es gab keinen Menschen auf Gottes Welt, mit dem er so unzufrieden war wie mit sich selbst.

Er riß die Tür zum „Blauen Hecht“ auf, daß die Klingel entsetzt schrie und sich minutenlang nicht beruhigte, und als er den Bürgertabak roch und sie sitzen sah mit dem prozigen Kinn und dem dicken, selbstgefälligen Gerede, da schmiß er seine Kappe hinter die Theke und griff erst einmal nach seinem geliebten böhmischen Humpen, ehe er sich so weit in Gewalt hatte, um störrisch der Josepha einen guten Abend zu wünschen. Da fragte sie ihn schon, ein wenig lächelnd, wie ihm schien, ob er gut davongelommen wäre. Er sah sie nicht an, murmelte: „So, so,“ und machte sich an die Arbeit. —

Da, wo die Wendeltreppe im Zwischenstock verschwand, hauste die große Amsterdamer Uhr. Erst kam der Apostel Andreas, und es schlug acht. Dann kam der Apostel Bartholomäus, und es schlug neun. Und das war das Zeichen für Frau Josepha, zu verschwinden. Und dann brachen langsam die Gäste auf, sie gingen paarweise und trampelten schwerfällig. Als die Letzten gegangen waren, kam der Apostel Johannes, den Jan besonders liebte, einmal, weil er sein Namenspatron war, und ferner, weil es bei seinem Kommen zehn schlug, das Zeichen für ihn, die Haustür zu schließen und die schwere Eisenstange vorzulegen. Dann ließ er eine Fünfmarktaune langsam volllaufen, nahm die Lampe und ging leise über die Diele nach hinten und auf den Hof. Ah, José Maria war schon daheim; das kleine Fensterchen über dem Holzstall war hell. Und zum erstenmal heute lächelte Jan zufrieden und schob sich die Leiter empor.

Er tauchte durch die Falltür in der großen Kammer auf, die kein anderes Gerät hatte als eine zerbrochene Bettstatt und einen Stuhl, dessen Schilfsitz zerkerbt war. Die Balken an der Decke waren mit Spinnweben geschmückt, die wie schwarze Bärte herabhängten und sich, wenn man ging, unwillig bewegten. Der Herr dieses Gemachs trug die Soutane, war ein schlanker Jüngling von sechsundzwanzig, mit kühlen und schönen Zügen und nahm, als Jan eintrat, sofort zwei Rapiere von der Wand, die dort neben zwei sorgfältig eingefetteten spanischen Degen hingen, und gab Jan das eine. Beide setzten sich schweigend die Filzhüte auf, stellten ein Bein vor, und der Abbe tief: „Los!“ Die Eisen rasselten gegeneinander.

Unter den stampfenden Schritten der Fechter krachten die Dielen. Staub stieg auf. Von den Wänden fiel Kalk. Plötzlich rief der Abbé „Halt!“ und sagte verlegend kühl: „Mein Sohn, die steile Terz variiert man so!“ Und das Papier pfliff in seiner Hand. „Und beim böhmischen Kniff legt man so wieder aus, und dein Gegner zappelt am Degen wie eine Wachtel. Das ist das zweitemal, daß ich dir's zeige! — Weiter!“

Nach einigen Gängen hatte Jan einen Stoß gegen die rechte Schulter. Er ließ das Papier sinken und lächelte verlegen.

„Das kann jedem passieren,“ sagte der Abbé, indem er sich eine Locke aus der Stirn strich. „Aber was nur einem geborenen Bauern passiert, ist —“ und seine Stimme nahm einen verteuelt verächtlichen Klang an — „daß er mit einem Stich in der Schulter dasteht und darauf wartet, daß man ihn absticht. Nimm Rache für den Stich, Kerl, oder ich werf' dir das Papier ins Gesicht! Los!“

Und während stürzte sich Jan auf ihn.

„Piano, piano,“ rief der andere, indem er weitersocht. „Uebrigens, ein Stich in die Schulter, süßer Heiland, damit kannst du noch drei Kalt machen. Piano, Kerl. So. So.“ Und er pfliff, als wenn er ein Pferd beruhigen wollte.

Obgleich Jan wie ein Lastträger schwitzte, rief er zwischen den einzelnen Stößen und Hieben:

„Ich geh' in den Krieg, Zaderbombenundflöh! Ich geh' ins Feld!“

Der Abbé mochte in diesem Augenblick wohl ein wenig un aufmerksam sein, denn sein Papier flog plötzlich schlenkernd an die Decke, und Jans Eisen rannte ihn vor die Brust.

„Sprich, José Maria,“ rief der Sieger, „stehe ich schon meinen Mann?“

Der Abbé war gerade mit dem Fünfmahkrug beschäftigt und konnte nicht sofort antworten. Dann sagte er:

„Zweifellos, kleiner Jan. Aber gebrauche die Vorsicht, deinen Mann vorher zu fragen, wie lange er schon dient. Wenn er sagt, zwei, drei Monate, so kannst du es immerhin riskieren. Sonst geb' ich für dein Leben keinen rheinischen Keller.“

Jan kratzte sich verlegen am Kopf und machte ein trauriges Gesicht. Aber José Maria klopfte ihn herb auf die Wade und sagte warm:

„Dummer Jan, du kannst den Rittmeister vor die Front fordern, keines Ungetüm, das du bist.“

„Wirklich?“

Und lachend warf Jan die Arme um den Hals des Freundes und küßte ihn trotz seines Sträubens herzhaft ab. Der Abbé machte sich frei, und indem er mit großen Schritten in der Kammer auf und nieder ging, hielt er Jan folgende kleine Predigt, wenn man des profanen Themas wegen so sagen darf.

„Nun glaubst du, Sohn und Freund, daß du ein Meister wärest. Dazu, o Jan, fehlt dir viel. Du hast prächtig lange Arme —“

„Das kommt vom Fässer stemmen.“

„Schweige. — Und du weißt, ein Arm, der um eine Handbreit länger ist, als der eines Menschen von einigem Anstand, setzt deiner Reagenlänge eine Handbreit zu. Du hast also den kürzeren Weg. Ferner hast du die hellen Augen und die rechte Lebendigkeit, die die Absicht des Gegners errät —“

„Das kommt vom Weintrinken.“

„Aber du hast auch,“ und José Maria erhob seine Stimme — „zuweilen die blinde Wut, die dreinschlägt ohne Besinnung, und das kommt von deiner bäurischen Abstammung. Außerdem hast du einen dicken Schädel, du Bauer, und ehe du den böhmischen Stich, das spanische Avemaria und jene entzündende Finte, die man den Apfelsich nennt, nicht gelernt hast, bis du kein Meister. Ein Mann von Welt wirst du aber nie werden, sonst ginge dir dein greulicher Fluch nicht so glatt vom Munde, obgleich ich dir mehreremal gesagt habe, daß es Sacré-Nom-de-Dieu heißt.“

„Sag' ich doch.“

„Sacré-Nom-de-Dieu! Sprich nach.“

„Zaderbombenundflöh über dein verdammtes Französisch. Mir wird, als hätte ich jungen Wein im Leibe, wenn ich das spitzmännige Gewäsch höre!“

Der Abbé schüttelte das Haupt, zog aus der abgrundtiefen Tasche seiner Soutane ein halbes gebratenes Huhn hervor und setzte sich auf einen Stapel Bücher, der in einer Ecke lag. Und indessen Jan während auf und ab lief, begann

er einen Flügel zu beknabbern. Die Knochen besah er fleischreich und gedankenvoll und murmelte:

„Er ist ein Barbar. Eine stümpfichte Kreatur, die dem Dichte wahrer Bildung feindlich ist. Soll ich ihn der Verdammnis überlassen, indem ich ihm meine Nase entziehe? — O Jan, die Sprache, die du so übel beschimpfst, ist die Sprache des göttlichen Paris. Und ich sehe keine Möglichkeit, dich von dieser Lasterung des Göttlichen zu absolvieren, als mir zu schwören, daß du mit mir nach Paris gehen willst, mit mir, der ich mich entschlossen habe, dieses musenferne Land mit jenem besseren zu vertauschen.“

„Du willst fort?“

„So wie du. Lädt dich das Waffenhandwerk, lödt dich der Mord, das Laster, die Gefahr, der Teufel, das wilde Gebrüll der sieghungrigen Soldaten, Galgen und Rad, was alles du erwählst, wenn du dem Kalbsfell folgst, so kannst du das auch in Frankreich haben. Und mich hindere nicht, nach Paris mich zu sehnen, wo man am Montag im Salon Séguin sich vereint, am Dienstag im Salon Rusong, am Mittwoch — der Himmel öffnet sich! — im Salon Rambouillet, um über die Literatur zu sprechen und die Herren von Balzac, von Voiture rezipieren zu hören, während der Herr Cardinal Richelieu staatsmännische Weisheit ausspricht. Ich trage, du weißt es, dieses Kleid, um ungestört meinen Studien zu leben, mit Anstand chelos zu bleiben; das einzige Kleid, das ein Mann von Geist, der nicht Revenuen von fünftausend Livres hat, tragen kann. Ich habe auf Frauenliebe verzichtet, ich habe meine Heimat verlassen, esse trodenes Brot, wie du siehst, um mir Bücher kaufen zu können. Jetzt aber ist die Zeit gekommen, da ich die Früchte meiner Mühen und Entbehrungen genießen will, in Paris, im göttlichen Paris. Uebrigens ist dieses Huhn zäh. Nirgend als in Paris versteht man zu kochen. Am Tisch der Frau Athusien in der Gereongasse hat man mir gestern Wildschweinbraten vorgesetzt, der in einer Rosinensauce schwamm. Ich bitte dich, Jan, Wildschwein — da denkst du an finstere Tannendidichte, wildes Grunzen, an Hunde, die ausgehült sich überschlagen, und leuchtende Jäger. Und zu diesem Heldengericht Rosinensauce! Reich' mir den Krug.“

Er trank. Sorgfältig betrachtete er das Ornament des Gefäßes und sagte dann halblaut vor sich hin:

„Denn es gibt auch eine Genialität im Kochen. Ach, wenn ich —“ Und aus tiefem Sinnen heraus murmelte er: „Zwei, drei Nachandelbeeren an Wildschwein. Ob man in das Feuer unter dem Bratpfieß Tannenzweige werfen könnte? — Aber du sprichst nicht, Jan? Schlag ein, wir gehen nach Paris. Was zögern wir? Sojort! — Halt, du Lastertnecht, du denkst an Frau Josepha!“

„Nein, nein.“

„Stoppe dein Hemd mit Berg aus, setz dem Bobanz deine deutsche Nachtmüge auf und leg' ihn in dein Bett. Wenn Tugendjosepha beim ersten Sahneschrei in dein Kammerlein schlüpft, um mit einem Kuß dich zu wecken, so hat dich der Teufel geholt, und der bin ich.“

Jan fuhr sich mit beiden Händen durch seinen weißblonden Schopf und stöhnte.

„Hach, José Maria, wenn du wästhst. Ich kann nicht fort. Jetzt nicht. Heute nicht. Denn —“ Und er erzählte sein Erlebnis mit Gric.

(Fortsetzung folgt.)

Ihr Wunsch.

Stizze von einem Offizier im Felde.

Silbergrauer Morgentewi bedeckte die Ränder des Schützengrabens. Die Nachtwache war zu Ende. Aus ihren kleinen Höhlen am feindwärts gelegenen Rande des Grabens krochen die bärtigen Landwehrmänner, schüttelten den Reit von ihren Mänteln und bewegten die fleischgewordenen Glieder. Dann traten sie an die Gewehre heran, säuberten sie mit liebender Sorgfalt und stellten sich schichtlich hinter ihren Schickscharten auf. Den Blick hinüber zum feindlichen Graben gewendet, der sich in naher Entfernung vor ihnen gegen den grauen Hintergrund abhob. Auch drüben war man wach geworden, und ab und zu pfliff eine Kugel hart über den Grabenrand hinweg oder flatschte gegen die Böschung. Doch das störte die Landwehr nicht, die während des behäbigen Morgenfrühstücks bisweilen auch ihrerseits einige Grüße hinüber sandte.

Plötzlich wurde das Feuer von drüben lebhafter, die Geschosse furrten in schneller Folge über den Graben hinweg. Sie schossen auf ein weiteres Ziel. Richtig, an der Strahe entlang, die zum Graben führte, ging ein einzelner Mann vor. Daß sich dort am

Tage ein Bißel zeigte, war allerdings eine Seltenheit und nicht zu verwundern, daß der Gegner dieses Ziel zu einem Preis- und Wettstücken zu benutzen schien. Aber er hatte doch nicht mit seinem Gegenüber gerechnet. Kaum hatten die Landwehrmänner vorn erfaßt, worauf der Feind schoß, da legten sie auch schon wie auf ein Zeichen das Stüd Brot oder Speck, an dem sie gerade lanten, beiseite und schlugen an. Hier und da tauchte drüben ein dunkles Köpfi auf, aber wo sich eins zeigte, schlugen jetzt die gut gestellten Schüsse der Landwehr ein. In wenigen Augenblicken stoppte drüben das Feuer ab, der Franzmann verkrach sich hinter seine Dedung. Ungeklärt kam der einzelne Soldat jetzt dem Graben näher, nun sprang er mit einem schrecklichen Lachen in den Graben hinein, „Dank Euch schon!“ rief er mit heller Stimme, aber dann jögerte er. „Bin ich denn hier recht? Ihr seid doch nicht von meinem Regiment? Was seid Ihr, Kameraden?“

„Wir sind vom Landwehr-Regiment die achte Kompagnie, Herr Leutnant,“ gab der alte rotbärtige Krieger zurück, der trotz des einfachen Soldatenmantels den Offizier in dem Antömling erkannt hatte, und fuhr auf den fragenden Blick des Leutnants fort: „Das aktive Regiment wurde vorgestern aus den Gräben zurückgezogen und soll nach Rußland abtransportiert worden sein.“ „Teufel auch,“ meinte der Offizier, „und da schickt man mich hier herauf. Ich war einige Tage leicht verwundet im Lazarett und wollte nun wieder zum Regiment. Was nun? Wer führt denn Eure Kompagnie?“

„Ein Bisefeldwibel, Herr Leutnant, führt uns,“ antwortete der Landwehrmann mit einem schmerzlichen Unterton in der Stimme, „unser guter Oberleutnant fiel kürzlich beim Sturm. Und nun sind wir ganz führerlos; wir möchten wohl gern wieder einen Offizier, aber —“ Da brach er ab; es waren schon zuviel Worte für einen so alten Krieger.

Der Offizier ging den Graben entlang. Wo er vorbeikam, trat die Mannschaf ehrfürchtswoll zur Seite. Ein freundiges Leuchten kam in die Augen der Landwehrleute. Es war ihnen eine Freude, daß wieder ein Offizier unter ihnen weilte.

In einem niedrigen Unterstand hockend traf der Leutnant den Kompagnieführer mit einigen älteren Unteroffizieren. Er kroch zu ihnen mit unter und schüttelte ihnen im düsteren Licht die Hand. Von ihnen erfuhr er bald die Tatsache, daß das aktive Regiment nach Rußland sei und gleich darauf abermals die Klage, daß die Kompagnie nun keinen Offizier mehr habe. „Ich gebe mir schon die größte Mühe,“ meinte der Feldwibel zum Schluß treuerherzig, „aber für die Leute ist's doch was anderes, und ich selbst wie heil' froh.“ Dann versanken sie in den Austausch der Kriegserlebnisse. Und bald war das Band zwischen dem jungen frischen Leutnant und den ergrauten waderen Landwehrleuten geschlossen. Als er gar noch erzählte, auch er habe ein junges Weib und einen kleinen Kerl zu Haus, da hing jeder nach der Reihe an, seine Sorgen schlicht und treu zu offenbaren.

„Tüt, tüt-t-t-t-t!“ rief der Fernsprecher aus der dunklen Ede. Der Bisefeldwibel legte den Hörer ans Ohr. Er horchte eine Weile auf die knarrende Stimme in der Leitung, dann schlüßte er: „Wir sollen anreisen.“ Der Leutnant ergriff die andere Ohrschale und hörte mit zu, nickte und bat um den Sprecher.

„Herr Oberleutnant,“ rief er hinein, „hier ist Leutnant Helling. War verwundet und abgekommen vom Regiment. Bin jetzt mit hier oben im Graben der Landwehr. Dürfte ich heute vielleicht den Sturm leiten?“

Nach einer Weile legte er den Sprecher beiseite. „Also Herrschaften, wir werden die Hüte heut zusammen machen.“ Und der Bisefeldwibel drückte ihm die Hand und sagte: „Was werden sich die Leute freuen!“

Wie ein Lauffeuer hatte sich der Angriffsbefehl im Graben verbreitet. Die Leute machten ihre Sachen fertig, denn sie waren gewohnt, daß nun bald der schwere Angriff beginnen würde. Es war ein saurer Stüd Arbeit, das wußten sie, und mancher Sturm war schon im feindlichen Graben zerbrochen. Da drüben vor dem Graben lagen ja noch die Leichen der geliebten Kameraden. Immerhin, sie führte heute ein Offizier, und neben dem Ernst gab ihnen dies eine größere Siegeszuversicht.

Der Leutnant war mit dem Bisefeldwibel an den Grabenrand getreten und betrachtete sich das Angriffsgelände. „Ich kenne das Vorfeld hier gut,“ sagte er, „es ist nutzloses Opfer hier über die freie Fläche anzutreten. Sehen Sie dort rechts den schmalen Graben längs der Straße? Da werden wir heute abend entlang vorgehen.“

Der Feldwibel erjaunte. „Sollte der Sturm nicht gleich unternommen werden?“

„Ich habe dem Oberleutnant gesagt, daß ich den feindlichen Graben heute nehmen würde. Das andere muß er mir schon überlassen. Lassen Sie ansagen, Feldwibel, daß die Leute am Tage ruhen. Abends gibts Arbeit.“

Mehrmals rief der Fernsprecher am Tage noch an. Warum so lange mit dem Sturm gezögert würde? Ob er nun endlich erfolgt sei. Immer wieder gab der Leutnant zur Antwort, der heutige Tag habe zwölf Stunden. Man möge sich gedulden. Die Leute aber schliefen ruhig in ihren Schützengruben und fühlten, daß jetzt jemand die Verantwortung für sie trug.

Es war dunkel geworden. Der Leutnant voran, schlich sich Mann für Mann ans dem Schützengraben, duckte sich in die Straßeneinungen und kroch hier auf dem Bauche weiter. Es ver-

ging eine Stunde und noch eine. Nur zollbreit, aber doch unmerklich kamen sie vorwärts. Jetzt konnten sie schon das Sprechen im feindlichen Graben vernehmen.

Näher rückten sie auf. Es war nur noch ein kurzer Sprung bis zum Feind. Sie konnten nun nicht mehr unbemerkt bleiben. Schon fielen einige Schüsse des feindlichen Postens, der aufmerksam geworden war. Da sprang der Offizier an der Spitze hoch und wie ein Mann die Leute neben und hinter ihm. Ein rascher Sprung, ein vielstimmiges Hurra, ein paar ausblühende Schüsse und ein wütendes Ringen. Die Landwehr war im feindlichen Graben und räumte auf. Ueber den Grabenrand sprangen die übertrauteten Franzosen, von den nachweisenden Schüssen verfolgt. Schnell richteten sich die Landwehrleute gegen einen Angriff ein. Von drüben begann ein wütendes Infanteriefeuer, allmählich flaute es wieder ab. Die Landwehr hatte den Graben genommen, fast ohne Verluste.

Die Leitung war schnell nachgelegt. Im eroberten Unterstand saßen sich Leutnant und Feldwibel gegenüber. Der Offizier griff zum Sprecher. „Abschnittskommandeur.“ Und dann: „Melde, daß der feindliche Schützengraben an der Höhe von der Landwehr genommen.“ Einen Augenblick Stille. Dann eine freudig erregte Stimme. „Helling, ein Prachtmensch sind Sie ja! Wie haben Sie denn das gemacht.“ Der Leutnant erwiderte: „Die brave Landwehr hat es geschafft, Herr Oberleutnant.“ Und wieder kam es zurück. „So soll die brave Kompagnie zur Belohnung einen Wunsch frei haben. Fragen Sie, ob sie Ablösung oder bessere Verpflegung will.“

Der Offizier übermittelte es dem Feldwibel. Der wiegte den ergrauten Kopf und ging hinaus, um sich bei den Leuten umzuhören. Dann kam er wieder.

„Wie ich es mir dachte,“ meinte er stöhnend, „die Leute wollen keine Ablösung und auch keine besondere Verpflegung. Aber ein einziger Offizier möchten sie wieder haben. Sie bitten um ihren Führer von heute. Darf ich das sagen?“

Der Leutnant drückte dem Feldwibel die biedere Rechte und reichte ihm den Sprecher. „Sagen Sie es selbst, lieber Feldwibel, und fügen Sie bitte hinzu, daß sei auch mein schönster Wunsch!“

Vermischtes.

französisch für die Feldgrauen. Die „Kriegsflugblätter“, Beiblatt zur „Killer Kriegszeitung“ Nr. 16 vom 1. Februar 1915 enthalten folgenden gelungenen Scherz:

Kurze Anleitung zur Erlernung der französischen Sprache, den deutschen Soldaten gewidmet von Josef Huber, fal. bayr. Infanterie-Soldat, früher Stallschweizer und 1. Vorsitzender des kath. Burschenvereins Mieshartling.

Steht auf in da Fruch und locht an Kaffee,
So brauchst, 's is recht leicht zum merken, „Düla“.
Und machst zwegn' der Häusa ab nach oana Ruh,
Dia findst leicht, dia schreit a in Frankreich nur Ruh.
Bertrag'n dos Kommissbrot net quat deine Bahn,
Dann gehst zum „bulangsch“ und verlangst „Dudän“,
Und is da ohne Butter dei Kommissbrot z' leer,
Macht 's so und sagt einfach: i möcht „Däbör“,
Und steigt da vor Parsei da Raq'n in d' Höh',
Dann machst as a so und sagt: „manschek“!
Und siagst wo a Schild: „Charluterie“,
Was dös is, woas bei uns a jed's Vieh:
Erdäpfel, Grundbirn und dergleichen mehr
Hoachen französisch allweil: „Pommdeter“.
Und san ma a Barbar'n, auf 'm Tisch ess' ma net,
Mir möcht'n a Teller, dös hoast „assiet“,
Und hat da oana lei Wessa davo,
So muach halt sag'n, daß d' brauchst „an kutoh“.
Willst mit die Finger d' Menasch ess'n net,
Verlangt a Gabel und dia hoast: „turschett“.
„Labiäht“ hoast „Dier“ und hoast a „der Sarg“,
Dös Bier!! und der Ram'! na dös is scho arg.
Und hängt an a Fleisch'n langmächt' scho dro
Und bringst as net auf, nimm an „Tibrbuscho“.
Willst mit an Kam'raden ins Wirtshaus geh',
Schaugt nach an Taserl: „Estamineh“.
Dast 's Zwid'n im Bauch und bist scho halb hi,
Na kuriet di sich a Glas „Obdewieh“,
Und bist a bessara, seinara Herr,
Verlangt in dem Fall „änderdöflehr“.
Brauchst Haber für 'n Gaul und halt aba koan,
Verlangt ganz oansach „dölawoan“.
Bom Haber lebt aba a Pferd net alsoa,
Es brauchst a Hen, dös hoast „düfoa“.

Die Fliegerbombe vor Gericht. Da nun einmal die bösen Deutschen in Paris an allem schuld sein sollen, so ist es nur natürlich, daß sich auch die französischen Advokaten ihrer bedienen. Wo gäbe es für das Plaidoyer eines Pariser Rechtsanwaltes einen besseren Grund als eine deutsche Fliegerbombe. Tüfer Ansicht war der Rechtsbeistand einer würdigen Dame aus demselben Hause, Mme. Marie Monteb, die sich dieser Laage vor einem Pariser Gericht wegen verschiedener Diebstähle zu verantworten

hatte, die man ihr zur Last legte. Die Sache stand ziemlich schlecht, denn die Angeklagte war in den Läden auf frischer Tat ertappt worden. Der Rechtsanwalt konnte also die Diebstähle nicht leugnen und lichte nach Entschuldigungsgründen. Er behauptete daher, daß die Westverletzung der Dame krankhafte kleptomatische Züge aufwies, und zwar sei der Grund hierfür nichts anderes als die Bombe eines deutschen Fliegeres, die bei einem der zahlreichen Angriffe während der ersten Zeit des Krieges ganz in der Nähe ihres Hauses explodierte. Der furchtbare Knall und der ausgestandene Schreck habe die Sinne der Dame Nombes derartig verwirrt, daß sie nun nicht mehr Mein und Dein voneinander unterscheiden könne. So habe die deutsche Fliegerbombe aus der ehrlichen und aufrichtigen Dame, der man bisher nicht das geringste habe vorwerfen können, eine gefährliche und geschickte Ladendiebin gemacht. Die Richter waren durch diese Beweisführung nicht wenig betroffen und gingen ersthaft auf die Sache ein. Die Dame aber wollte sich auch durch eine deutsche Fliegerbombe nicht zur Akzeptanz stempeln lassen, sondern verlegte sich aufs Ableugnen der Diebstähle und erklärte, nicht von der Fliegerbombe zu wissen. So wurde sie trotz der glänzenden Erfolge ihres Advokaten zu vier Monaten Gefängnis verurteilt, aber die Vollstreckung vorläufig hinausgeschoben, da sie noch nicht vorbestraft war.

Ein guter Kriegshund und schlechter Patriot. Wenn auch die Einstellung von Kriegshunden in der deutschen Armee erst in den achtziger Jahren erfolgte, so haben Hunde doch schon in einzelnen Fällen auch im Kriege von 70/71 gute Dienste geleistet, freilich auch den Gegnern. Bei Maganz vor Metz hatte die französische Feldwache einen Vorpostenhund, der mit größter Aufmerksamkeit jede Patrouille schon auf weiteste Entfernungen witterte und der Bedette meldete. Ja, der Hund unternahm geradezu selbstständig bis auf hundert Schritte vor der deutschen Linie Patrouillen. Dies hatten die deutschen Schützen bemerkt, und der Soldat Martin kroch in einer dunklen Neumondnacht an die feindliche Chasseur à cheval-Bedette bis auf hundert Schritte heran, nachdem er sich vorher im Regen einer Drahtschlinge geübt hatte, und stellte die Schlinge auf den Steg. Da der Wind günstig war, sollte ihn niemand bemerkt. Nun ließ er einen weiter zurückliegenden Kameraden ein Geräusch machen, und sofort kam auch der Hund vor, betrat ahnungslos den Steg, auf dem die Schlinge aufgestellt war, die nun Martin zuzog. Der Hund, ein gefährlicher Begleiter, war gefangen. Zwar kam die Bedette auf den Anruf des Tieres vor und schloß ihren Karabiner in die Nacht hinein, aber die Nacht war zu dunkel, der Gump war gelungen. Indessen schickte man den Hund nicht in die Gefangenenlager nach Deutschland, sondern befiehlt ihm bei sich, und Marty, — so nannte man ihn, — erwies sich als schlechter Patriot, er leistete fortan den deutschen Schützen gute Dienste.

Wie Napoleon ein kugelsicheres Panzerhemd bekam. Kugelsichere Panzer, die der Beschädigung mit dem modernen Infanteriegewehr widerstehen, werden jetzt vielfach angeboten, und man hat sie nicht nur bei uns, sondern auch bei unseren Gegnern. Nach kugelsicheren Panzern hat man wohl gesucht, so lange man Feuerwaffen kennt. Auch Napoleon I. hat dieser Frage seine Aufmerksamkeit geschenkt. Eines Tages — die wenig bekannte Anekdote teilt das „Allgemeine Handelsblatt“ — bestellte er bei einem Waffenschmiede einen kugelsicheren Panzer. Nach einiger Zeit war das Panzerhemd fertig, der Waffenschmied lieferte es selbst ab, und Napoleon fragte, ob es wirklich kugelsicher sei. Die Frage wurde bejaht und darauf ließ der Kaiser den Schmied das Panzerhemd anziehen. Der Schmied war nicht wenig erschrocken, als Napoleon eine Pistole aus der Tasche zog und sagte: „Wir wollen das Panzerhemd ausprobieren.“ Er zielte aber nicht mit der Wimper, als Napoleon ein paar Schritte zurücktrat und ihn mitten auf die Brust schob. Tatsächlich prallte die Kugel ab und fiel in einer Ecke nieder. „Umstehen“, befahl Napoleon, und schloß dem Schmiede auf den Rücken mit dem gleichen Erlöse. Dann nahm er ein Bogengewehr und schloß noch mehrmals auf den Schmied. Immer blieb das Panzerhemd unbeschädigt und der Schmied auch. „Ich bin zufrieden. Wie viel bekommen Sie für Ihre Arbeit?“, fragte der Kaiser, der nun offenbar sehr gut gelaunt war. „18000 Franken“, erwiderte der Schmied. „Das ist zu wenig“, entgegnete der Kaiser. „Lassen Sie sich von meinem Zahlmeister 36 000 Franken auszahlen. Sie haben die Probe meisterhaft bestanden.“

Die Küche im Kriege.

(Nachdruck dringend erwünscht.)

Sehr nahrhaft ist Buchweizengrütze; sie ist bei Kindern gewöhnlich besonders beliebt. Man wäscht die Grütze in heißem Wasser, rührt sie dann in kochendes Wasser oder in kochende Milch, gibt etwas Salz und Butter dazu und läßt sie unter häufigem Umrühren zu dickem Brei einlocken. Den in Wasser gekochten Brei ist man mit heißer Milch; den in Milch gekochten mit Zucker und Hint oder mit brauner Butter. Ist von dem Brei etwas übrig geblieben, so läßt man ihn erkalten und kann ihn dann

am nächsten Tag in dickere Scheiben schneiden, diese braten und mit geschmortem Backobst essen.

Genau so kann man Haferbrei oder Reisbrei bereiten und die etwaigen Reste verwerten.

Saure Kartoffeln: Man schneidet wieder die abgeschälten Beikartoffeln in Scheiben. Mit feingeschnittenen Zwiebeln läßt man einige Löffel Mehl in einem guten Stück Butter gelb schwenken, fügt etwas Salz, ein klein wenig Zucker und etwas Essig hinzu, so daß man eine schwach-säuerliche, süßsauer schmeckende Tunke erhält. Diese Tunke gießt man über die Kartoffeln und läßt sie noch etwas damit durchziehen oder einmal damit aufkochen.

Büchertisch.

— **Arena.** Vor kurzem ist das siebente Heft dieser von Rudolf Drescher herausgegebenen Monatschrift erschienen — wiederum ein stattliches Buch, mit Bildern und Textbeiträgen reich ausgestattet, natürlich wieder in seinem ganzen Inhalt aktuell. Ein Kaiserbild Professor Zahrentrog (Ich kenne keine Parteien mehr) leitet es ein. Dann beginnt Rudolf Drescher einen neuen humoristischen Roman, „Der Rubin der Vergoin“, als willkommene Gabe für die vielen Freunde dieses geliebten Blaudeers und kraftvollen Dichters. Von den anderen Poeten und Schriftstellern, die Beiträge spendeten, seien nur die folgenden hervorgehoben, deren Namen in der Literatur längst einen guten Klang haben: Rudolf Deizog, Carl Hauptmann, Thea von Busikamer, Richard Schmalz, Leo Heller, Ernst Jäckh, Wilhelm Kiper usw. Besonders wertvoll ist ein Aufsatz, in dem ein tüchtiger Leutnant, Ossian Raabid mit Namen, sein Urteil über das mohammedanische Dier mittelt. — Gemälde und Zeichnungen und eine Reihe aktueller Photographien vervollständigen den Inhalt dieses Heftes.

— **Kunstwart.** Zweites Februarheft. Kriegsausgabe zum halben Preis. (Verlag von Georg D. W. Callwey, München. Größere Aufsätze: Reinhold Seeberg, Wien und Velden. Gard Riddan, Bücher der Zeit? Renarins, Apokalypsisches in unserer Bildkunst. Alice Salomon, Kriegsdienst im Hausbau. Renarins, Das „Verdunkeln“ in Samen Spielers. Vole Blatter: Neue Soldatenlieder, vor dem Auszug und im Felde gebichtet. In der Kunstschau u. a.: Alexander v. Gleichen-Ruppmann, Der Jüngling. J. M. Duedner, Deutscher Ausnahmezustand. P. v. d. Wörden, Bücher über Prähms. Chr. Wienecke, Vindenburg für alles. Hans Webberg, Die Völkerrechtswissenschaft und Völkerhaß? O. G. Lesing, Wir Deutsch-Amerikaner. Bilderbeilagen: August Prömke, Die apokalyptischen Reiter. Arnold Böcklin, Der Krieg, erste und zweite Fassung. Fürer und Peter Cornelius, Die apokalyptischen Reiter. Kopf- und Schlüsselstele nach Volgschnitten Türers. Notenbeilage: H. Schaad, Vertonung von Juckermanns „Österreichischem Reiterlied“.

— Die „Bildermappen fürs deutsche Haus“ des Stiftungsverlages in Potsdam haben sich durch künstlerische Gediegenheit, vornehme Ausstattung und trotz dessen ungewöhnlich billigen Preis in der deutschen Familie längst einen Ehrenplatz gesichert, denn es sind echt deutsche Künstler, die der Verlag dafür gewonnen hat. Das gilt ganz besonders von Rudolf Schaefer, diesem Großen im Reich der Zeichner. Aus seinen Bildern spricht uns der Geist deutscher Innerlichkeit und Herzlichkeit so echt und wahr an, daß wir daraus ihrer gerinnst es Weisen mehr lernen als aus mancher dick geschwollenen Kulturgeschichte. Jedes Kind versteht ihn, und die Alten sitzen sinnend vor seinen Werken wie vor einem liebgewordenen Buche und entdecken immer neue Schönheiten. Auch die soeben erschienene Mappe 10: „Im Wanderschnitt des Lebens“, 6 Zeichnungen von Rudolf Schaefer in seiner Mappe, 26-33 Bm., Preis 1.— M., ist wieder eine reise, köstliche Gabe des echt deutschen Meisters.

Im gleichen Verlage, in derselben Ausstattung und zum selben Preise erschienen weiter die empfehlenswerten Mappen: „Bismarck“, 6 Originalzeichnungen von Karl Bauer mit einem Gedicht von Dr. Curt Müller in Potsdam, und „Mierlet Brunnen“, 6 Zeichnungen deutscher Brunnen von Wilhelm Zbiele.

Logograph.

Mit „i“ ein spinnwebfemes Dina,
Nicht greifbar, nur gedacht im Naume;
Zoch ist's auch wertlos, gering:
Durch „d“ hat „i“ wächst es zum Baume.
Auflösung in nächster Nummer.

Auflösung der Königspromenade in voriger Nummer:
Keine Freude der Welt, die nicht auch vom Leid ist begleitet!
Über warum geht stets dann auch das Leiden allein? **Gruß.**